

„Warum denn in die Ferne schweifen?“

Eine Plauderei von Erich Bockemühl

Eine Plauderei und mehr soll das, was ich hier erzähle, auch nicht sein. Man findet Blumen am Weg, und Erinnerungen sind ja auch Realitäten, wie die Blumen und die Bäume, die Häuser und die Menschen sind. Und wenn man durch die Landschaft schreitet, fällt einem dieses und jenes ein, was man ernst oder scherzend auch dem Gefährten mitteilt.

An die Crudenburger Fähre muß ich doch immer wieder zurückdenken, und wenn ich von ihr erzähle, muß ich den Namen auch wie ehemals mit einem C am Anfang schreiben, denn als die erste Fähre zum erstenmal die Lippe überquerte, wurde das Wort so geschrieben. Man ist auf der Fähre fast unmittelbar mit dem Wasser verbunden. Man hört die Strömung rauschen und die Wellen klingen, und das Seltsame und wieder leicht Erklärbare ist, daß das schwere Ding mit des Wassers strömender Kraft ohne Motor oder Ruder ganz „von alleine“ fährt. Man drückt auf einen Hebel, daß sich das Brückenstück vom Ufer hebt, hilft allenfalls mit einer Stange nach, vom Ufer abzustoßen, und dann fährt man hinüber.

Heute ist die Brücke da, und es ist gut so. Sie ist noch aus Holz gezimmert und sieht auch noch ein wenig altmodisch aus. Eine Fähre gehört in unsere rastlose Zeit auch nicht hinein. Heute fährt alles in Hast und jagender Unruh, und da würden Autos und die Menschen mit ihren Fahr- und Motorrädern einfach in die Lippe sausen. Wenn ehemals die Kühe und der Bauer mit der Karre dazu von der Weide her auf der Fähre heimfuhren und die Glocke vom Ufer läutete, dann lebte man ein Jahrhundert zurück. Von heute aus gesehen war es damals mehr als ein Jahrhundert zurück, denn man ist ja selbst schon wieder 30 Jahre älter geworden. Vor 20 oder 25 Jahren war die Lippe noch ein klarer Fluß. Wie haben wir uns und die jugendlichen Menschen vor allem sich in seinen Wellen getummelt!

Das war in der Zeit, als der Arzt für die herabgearbeiteten Nerven „Sauerland“ oder „Schwarzwald“ verordnet

hatte und man sich fragte: „Warum denn in die Ferne schweifen?“ Es mußte wohl ebenso heilsam sein, jeden Tag stundenlang mit der Angel im Gebüsch und mit dem Blick ins grüne Land am Ufer zu liegen . . . bis das Söhnchen dann am späten Nachmittag meinte:

„Vater, jetzt lassen wir noch einen Wurm abbeißen, und dann gehen wir nach Hause.“



Und das haben wir dann auch so getan. Ein einziges kleines Fischlein haben wir wieder ins Wasser geworfen und selbst den Angelhaken unversehrt wieder mit heimgenommen. Es muß zu einer anderen Zeit gewesen sein, als Hünxe einmal Einquartierung hatte und als mir der Kollege erzählte, daß die Soldaten ihm Tag für Tag die gefangenen Fische (für die er seine Fischereipacht zu bezahlen hatte) aus dem Kasten holten und daß er sich gründlich bei dem Feldwebel beschwert habe. „Bei dem Feldwebel? Bei dem doch nicht etwa, der sich die Fische jeden Abend braten läßt?“ Ja . . . bei eben demselben hatte er sich beschwert, und der hatte empört versprochen, für Abhilfe zu sorgen.

Ja — — und auch die Lippe, dies quellklare Flößchen von einst mit dem gemüthlichen Lauf und geringen Gefälle ist zum Kloakenkanal geworden. Ehemals, bevor der Dortmund-Ems-Kanal kurz vor 1900 der Lippe das Wasser entzog, war der Fluß bedeutend höher und breiter. Der alte Metzgermeister Wilhelm Heiß in Wesel erzählte gern davon, wie samstags die Schiffer von der Lippe kamen und durch ihren Fleischkauf seinen Umsatz wesentlich erhöhten. Das ist lange her, wie es auch lange her ist, als die beiden Schulmeister von Drevenack und Kruden-

burg in der Nacht trotz Lätens und Lärmens den Fährmann nicht aus seinem Schlaf zu wecken vermochten, und weil es gegen den Winter ging, auch nicht den Fluß durchschwimmen konnten und wohl oder übel lippeabwärts über Friedrichsfeld nach Wesel und lippeaufwärts von Wesel heimwärtsgehen konnten oder mußten . . . vier Stunden lang, und der eine hätte vom jenseitigen Ufer keine 100 Schritte bis zu seiner Wohnung gehabt. Hätten sie es dem Fährmann gesagt, dann hätte der die Fähre auf die andere Seite gebracht und dort festgelegt, und sie hätten, wie es die Arbeiter und Bergleute, die auf Lohberg beschäftigt waren, machten, „sich selbst hinübergefahren“. Aber . . . wenn man kleben bleibt auf der Kegelbahn oder was weiß ich, bei welcher Gelegenheit, dann muß man wandern durch die Nacht . . . obwohl solch unfreiwillige Märsche zu ungewohnter Zeit auch ihre Reize haben und für den, der die Natur liebt, voller Begebenheiten sind.

Ich glaube zwar, daß ich über Nacht in Hünxe geblieben wäre, aber in der Zeit konnte man nach 6 Uhr abends nicht mehr telefonieren. Wir haben das saubere Dorf immer geliebt, und auch das Bild von einst, als sich die Mühlenflügel noch drehten vor der Gestalt des weithin leuchtenden weißgetünchten Kirchturms. Der Lippe-Seitenkanal war noch nicht gebaut,



und wir gingen durch Weideland und über den Hünxerbach mit seinem alten Brückengemäuer und dann den schmalen Weg, der oberhalb der kleinen Schlucht und am umbuschten Bächlein vorbei

über den Kirchplatz ins Dorf hineinführte. „Es war einmal . . .“, und manchmal hätte wirklich des Dichters Robert Reinicks Zeit um 1850 wiedergekehrt sein können, und die Ludwig Richters, der das hübsche Bildchen zu den Versen gezeichnet hat:

„Steht ein Kirchlein im Dorf, führt der Weg dran vorbei,
Und die Hühner, die machen am Weg ein Geschrei . . .“

Und das von dem Jungen auf der Brücke, „der singt, daß es schallt“ und vom Wagen und dem Fuhrmann mit der Peitsche, „die knallt“, konnte auch noch so sein.

Im Sommer riechts nach Heu, und wirklich konnte man den „Hans und die Liese“ oben auf den Wagen thronend ins Dorf hinein fahren sehen. Das ist heute alles wie traumhaft geworden, auch das dumpfe Grollen der Bälle von der Kegelbahn her. Auch das Dorf ist anders geworden, wie die meisten Dörfer sich mehr und mehr dem städtischen Wesen angleichen, zumal die Menschen infolge der bequemen Fahrverbindungen hinsichtlich der Kleidung und ihrer Ansprüche an das Leben von der Stadt beeinflußt werden. Zivilisation ist Gewöhnung und Übung. Soll man etwa die hygienischen Bestrebungen wieder zurückdrängen, um „zur Natur zurückzukehren“? Dann könnten wir schließlich auch den Kienspan wieder einführen. Die Wolfsnetze in der Kirche haben seit 150 Jahren ihre Bedeutung verloren. Das letzte Wildpferd verunglückte vor 129 Jahren auf dem Eis eines Moortümpels. Das veränderliche Leben geht seinen Weg weiter. Allerdings wird der Mensch im kommenden Zeitalter lernen müssen, daß seine Klugheit, daß der menschliche Geist, wenn er die Natur verläßt, ins Verderben führen muß. Zwar — wenn die bauerlichen Menschen älter werden, fällt manches zivilisatorisch Angewöhnte wieder von ihnen ab, und sie werden dann wieder wie die Väter waren, und darum geht das ländlich-bauerliche Wesen so sehr schnell noch nicht verloren.

Auch alte Gebräuche und Gewohnheiten werden so leicht nicht preisgegeben, auch dann noch nicht, wenn man das Protokoll der Presbytersitzung über den Beschluß, daß man den Brauch, nach der Sitzung ein irdenes, jahrhundertaltes (?)

„Pülleken“ Branntwein in Gemeinschaft zu leeren als nicht mehr zeitgemäß und der Sache nicht würdig, wegfallen zu lassen, unterschrieben hat.



„ . . . on dat Pülleken blivvt! Oderschreven of niet . . . dat Pülleken blivvt!“

Und das Pülleken blieb eben in dieser oder jener Form.

Auch folgender Brauch blieb, daß der Organist die Musik und der Windmacher den Wind für die Orgel machte, indem er den Blasebalg trat. Einer hatte gemeint, der „Balgentreter“, wie er genannt wurde, müsse der schwereren Arbeit wegen zum mindesten das gleiche Gehalt bekommen wie der Organist, der aber Mitglied der größeren Gemeindevertretung war und infolgedessen gleich die Antwort geben konnte: er sei dafür — unter der Bedingung, daß die beiden dann von Monat zu Monat in ihrer Tätigkeit abwechseln würden.

Das sind so Erzählchen, die einem im Spaziergehen einfallen. Ob sie wirklich so geschehen sind? Und wenn nicht, sind sie vielleicht wenigstens in ähnlicher Form möglich gewesen. Wie würde es wohl um die Menschheit stehen, wenn wir den Humor radikal ausröten würden! Das weiß auch Heinrich Nesbach in Bucholtwelmen, der selbst humorvoll zu dichten vermag — in seiner bescheidenen aber wesenssicheren Art — und der altes Brauchtum und die sprichwörtlichen Redensarten zu sammeln weiß, in denen sich die Mundart in ihrer ursprünglichen Herkunft aus dem Volksgemüt am wirklichsten offenbart. Und wenn auch sie zurückgeht, so lebt sie dennoch fort und wird auch so leicht nicht gänzlich verdrängt werden können.

Wie nahe liegt doch dies Land dem „Revier“ der großen Industrie! Wir sind den Weg hinauf nach Lohberg so gern gegangen, „gegangen“, indem wir das Fahrrad schieben mußten . . . die Landstraße mit den Birken zur Seite und dem als Denkmal geschützten alten Fachwerkhaus. Wuchs doch damals noch Königsfarn am Wege, dessen Standort wir selten einmal verrieten. Lieber aber wanderten wir auf Bucholtwelmen zu und dann den Weg hinauf zur Jugendherberge hin. Das war für Nachmittagsgänge. Wir wanderten aber auch oft genug schon morgens in der Frühe, manchmal durch den Drevenacker Wald und durch das Heideland der Kaninchenberge und der Loosenberge in Damm mit ihren ursprünglich Tausenden von Wacholdern und setzten nach Gartrop über oder gingen über Scherbeck, die Heimat des Dichters Gustav Sack, um über die Lippe und dann weiterhin nach Gahlen zu gelangen, wo man vergnüglich Kaffee trinken und Schinkenbutterbrote essen konnte. Gahlen galt uns viel mit dem alten stumpfen Kirchturm und der Schule auf dem Hügel und der Wassermühle und ihrem schilfumrandeten Mühlenteich, an dessen Rand im frühen Sommer Schwertlilien und auf dessen Wasser schwimmend Seerosen blühten.

Es gibt Stunden im Leben, in denen uns das Vergangene näher liegt als die vielumstrittene und durchstrittene Gegenwart. Nicht, als sei die Vergangenheit die „gute alte Zeit“. Sie hatte wie die unsere ihre eigenen Nöte und Probleme. Wir lieben sie und verehren sie, wie wir ja auch die Groß- und Urgroßmütter und -väter ehren. Es ist niemand in der Welt nur „gut“, und selbst dem besten Streben hängt Erde an. Aber in dem, was einst war, ist das „Gut und Böse“ wie ausgelöscht. Das Vergangene ist wohl so da, wie es angeschaut, wie es in einem Museum leidenschaftslos betrachtet werden kann — es ist eine Art vollendeten Zustandes, und man kann unbehelligt in ihm verweilen. Und unter solchen Stimmungen suchten wir auch, wo wir sie nur finden konnten, die möglichst unzerstörte ursprüngliche Natur. Wir suchten die wie kaum gegangenen Wege, und damit die Landschaft der Einsamkeit, die uns im Wald- und Heideland des „Gartroper Busches“ und des „Hünxerwaldes“ vertraut geworden war. Das Heideland rechts und links der Lippe, mit dem wir

gegenseitig, wie der alte Gahlener Lehrer Erley gern scherzhaft sagte, „Lippe an Lippe“ lagen, war uns Heimat geworden, und es war seltsam, wie mir dies Beheimatetsein gleich am ersten Nach-



mittag, an dem ich ins Drevenacker Dorf gelangte, in der Weise geschah, wie ich es einst und auch mit dem Blick auf die Testerberge hin, in einem Gedicht ausgesagt habe:

„Ich bin in diesem Lande nicht
geboren.
Ich habe mir dies Land nicht
auserkoren.
Zwischen grünen Hecken bin ich einst
gegangen
Am grauen Tag, als keine Stimmen
sangen.
Und hinter alter Kiefern dämmer-
dunkler Nacht
Erhob sich drohend groß der heide-
weiten Ferne ungeahnte Macht.
Da war's, daß in mir tief und bang
Eine Glocke klang.

Mir war, wie in ein jenseitsfernes,
klares Licht zu sehn
Und wie jahrhundertalt in diesem
Land zu stehn.
Und wie ein Wiederseh'n, in
innerstem Erbeben —
O, tiefer Glockenschlag — ward mir
dies Land gegeben.“

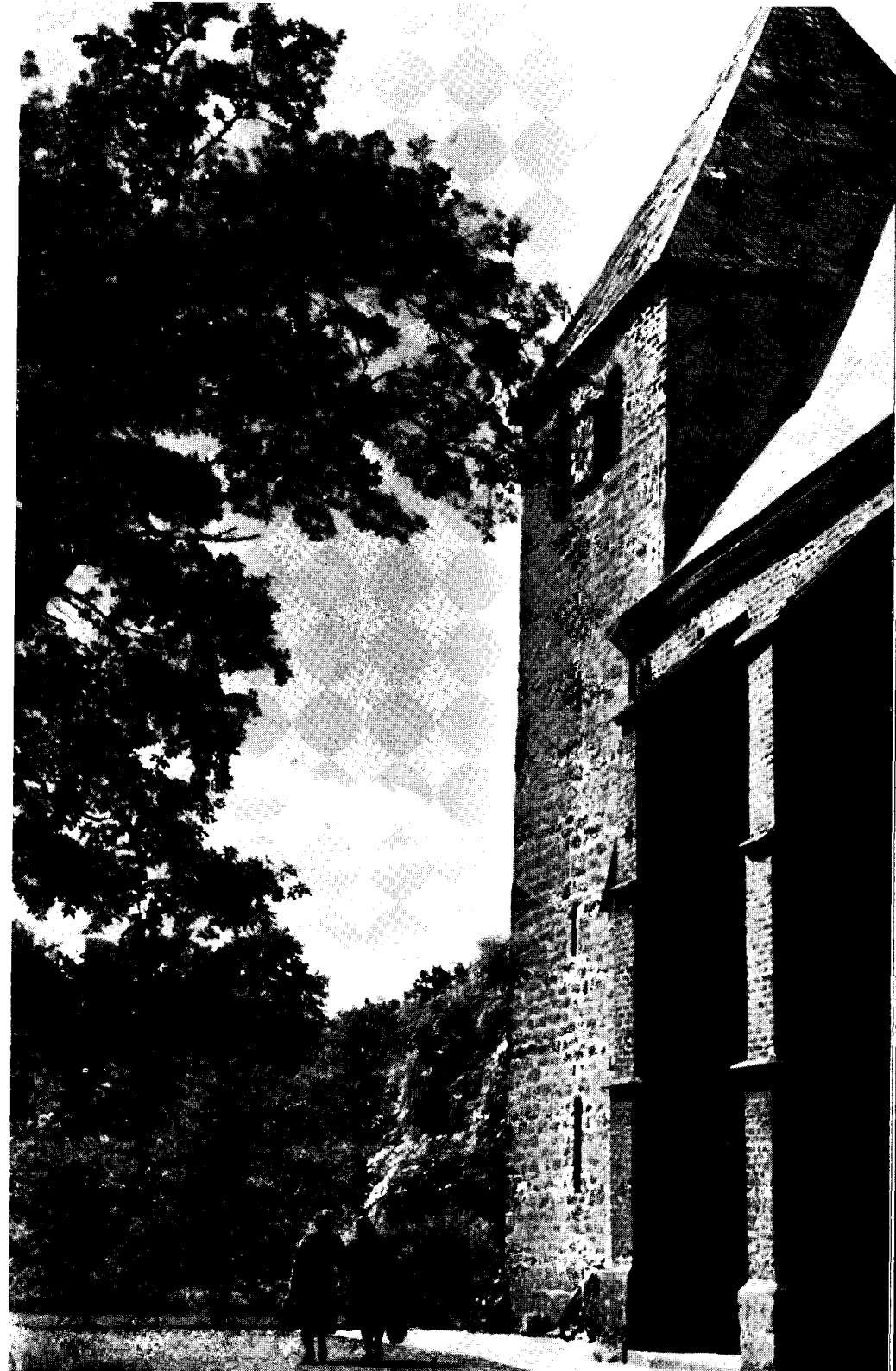
So kann einem Menschen ein Land Heimat werden und bleiben, wenn es mit der Seele den inneren Gleichklang hat. „Was du sehnst meine Seele, sag es: Sei Heide, und, Heide, sei weit“, wie Rilke

sagt. Hermann Stehr hat von diesem Land in seinem „Heiligenhof“-Roman erzählt, und von ihm ist das Wort, das er in Bezug auf einen Sommertag inmitten der blühenden Heide von den Wegen ausgesprochen hat, daß sie zwischen dem blühenden Heidekraut da lägen, „wie goldene Bänder, die aus dem Himmel geflattert waren“. Ich ging aber auch mit Jakob Kneip, dem Hunsrückler Dichter, jene sommerlichen Pfade, als er plötzlich stehen bleibend meinte: „Man hat das Empfinden hier in deinem Land, als wenn hinter jedem Busch irgendein Dämon hocke“. Der Maler Otto Pankok hat dies Dämonische in seinen großen Kohlezeichnungen erfaßt und in die aus- und unvergeßlich eindrucksvolle Form gezwungen.

Um das zu erleben, muß man einsam wandern, im nebelhaften Oktobertag gegen den Abend hin, wenn die schlanken weißen Birken frieren und die Fichten die dunklen Zweige wie fester an sich ziehen, wenn alles Entferntere wie in nebelhaften Gewändern vor einem steht, da irgend auf der Höhe, wo vom Weg abhang der Kies herabbröckelt und die alte Kiefer mit den letzten erdverhafteten Wurzeln um ihr Leben kämpft, wo auch der Weg kaum wie mit Vorbedacht „angelegt“ worden ist, sondern aus Notwendigkeit „geworden“, wie die Wacholder und die Bäume „geworden“ sind ohne Zutun der Menschen, und wo man — in dieser Einsamkeit — die Vorstellung haben kann, daß der, der einem begegnen könnte, aus dem Mythos hervorgegangen sei, jene Phantasiegestalt mit dem Wolkenhut unter den jagenden Wolken des Alls.



Nebenstehend: An der Kirche in Gahlen



„Und Eichenstümpfe rings wie
 Spukgestalten,
 Wie noch verblieben aus der alten
 Zeit,
 Als sah' man Wodan wandern noch,
 den Alten,
 Durch dieses Land als wie in
 Ewigkeit.
 Und wenn die Astruinen brechend
 krachen
 Im Heidesturm der wilden
 Winternacht,
 Dann jagt das wilde Heer. Die
 Geister lachen,
 Wie Schreie gelln in unsichtbarer
 Schlacht.“

Die Landwehr zieht sich durch die Waldheide, und nahebei ist der Ringwall, der wahrscheinlich in die Zeit Karls des Großen zurückweist.

Wie gut und segensreich ist es doch, daß Stücke dieser Landschaft uns vorläufig wenigstens dadurch erhalten werden konnten, daß sie als Naturschutzgebiete erklärt wurden: „Hünxer Bachtal“ und „Testerberge“ — und es geziemt sich wohl, hier eines Mannes zu gedenken, den das Schicksal in die große Stadt verschlagen hat, obwohl er mit dem ganzen Herzen dieser Landschaft zugetan war und dem wir in Bezug auf ihre Erhaltung und auf vieles andere dazu dankbar sein können: Karl Vogels. Wir haben die geschützten Pflanzen in Heide und Moortümpeln gefunden, die Ährenlilie (*narthezium ossifragum*), den Gagelstrauch (*myrica gale*), Sonnentau (*drosera rotundifolia*) und so mancherlei, dessen Entdeckung dem Naturfreund eine Freude bedeutet wie dem Kind ein Schokoladenosterei und noch mehr. Es ist das Land beiderseits der Lippe, das man ins Herz geschlossen hat.

Wie beglückend auch ist doch eine Wanderung von Gahlen über Gartrop. Schon bei dem alten Pfarrhaus sieht man die Pfarrfrau in dem Reifrock, der Krinoline, wie man ihn nannte und den Pfarrer mit Kniehosen und Schnallenschuhen in freien Stunden stille Wege schreiten. Die kleinen Tagelöhnerhäuser stehen am Weg, das stattlichere Forsthaus daneben oder dazwischen, recht wie das Sinnbild eines hoheitsvoll dienenden Berufes, und gegenüber an der Wassermühle vorbei

gelangt man vor das architektonisch schöne Barockschloß, den großen Weiher und den Park, in dem einst Damhirsche gehalten wurden, und zu der Sehens-



würdigkeit eines der artesischen Brunnen, deren Wasser mehr als 30 m tief aus der Erde emporsteigen. Nicht weit vom Schloß ist auch noch eine jener alten Wallburgen zu erkennen — und weiterhin über Buchholtwelmen erhebt sich der Katermannsköppel oder auch Katerbergskeppel genannt. Hier hat man Urnen wie auch Knochenreste, Waffen und anderes ausgegraben.

Aber wir sind bei unseren Wanderungen von da oder dort stets auch in der Jugendherberge eingekehrt, wo wir manche frohe Stunden mit jungen Menschen erleben konnten, die aus den Städten des Industriegebietes oft in Gruppen wochenlang hier Erholung suchten, denen man



gern vom Land und den alten Bräuchen der Jahreszeiten wie der Nachbarschaften erzählte. Man berichtete von Hochzeiten auf den Bauerndielen, wie man sie selbst noch erlebte, von der Landwirtschaft und Tierpflege und bestätigte den Primanerinnen lächelnd, was ihnen der alte wohl 90jährige Bauer te Heesen erzählt hatte, daß die jungen Schweinchen jeden Samstag wie die Kinder gebadet werden mußten.

Es gibt schöne Fernblicke an Ruhr und Rhein und in allen Landen, aber solch ein Bild von der Hünxer Jugendherberge aus über die Wälder des Lippetales hin, aus denen der auch fast tausendjährige Drevenacker Kirchturm hervorschaut und in das Lippetal selbst mit dem Dörfchen Krudenburg und seinem alten Mauerturm und dem Schlöfchen Schwarzenstein zwischen Waldheide und Wiesenland, solch eine „Aussicht“ hat auch ihre — und das wollen wir betonen — stillen Reize für besinnliche Menschen.

Und von der Jugendherberge aus war der Weg nicht weit bis zu jener Gast- und Raststätte, die einst — ich weiß nicht, ob es noch so ist — als sogenanntes „Thysenkasino“ auch für diejenigen zugänglich war, die entsprechend darum gebeten hatten. Das war nun dort ein modern eingerichtetes Haus inmitten einer Landschaft, die an Ursprünglichkeit kaum übertroffen werden konnte. Denn mit nur wenigen Schritten war man in jenem Wacholdertal, in dem man das fand, was man zum Ausruhen in der Stille nur suchen konnte. Soll ich von frohen Abendstunden erzählen zu zweien und dreien oder mehreren und auch im größeren Kreise, wenn es einem ermöglicht war, ein Fest zu feiern? Vielleicht, daß sich dieser und jener, wenn er diese Zeilen liest, so gern dieser Zeiten und Stunden erinnert wie der, der hier nach 30 und mehr Jahren an diese Erlebnisse rührt!

Und abends ging es dann über die Fähre nach Krudenburg heimwärts. Über Friedrichsfeld und Wesel und wieder lippeaufwärts brauchten wir nicht zu wandern, vier Stunden lang dem Morgen grauen entgegen, denn wir hatten vorgesorgt. Die Fähre lag allezeit am Hünxer Ufer bereit, und in der Gesellschaft von Krudenburgern kam man immer hinüber, zumal jeder Bewohner, und selbst die

jungen schon, wie ausgebildete Fährleute gelten konnten. Im Sommer allerdings genügte es, wenn auch nur einer schwimmen konnte.



„Vom Mondlicht zaubersam, wie
traumumhüllt —
Die wir den Weg der Silberpappeln
schritten —
War uns das Glück und Leid in eins
erfüllt.
Wir waren ohne Fragen, ohne Bitten.

Ein Herbsttag einst, das bunte Tal so
weit —
Die Kinder spielten unter
Apfelbäumen.
Gesegnet war die Zeit — ach, unsre
reiche Zeit.
Wie Goldstaub schwebt' Musik in
allen Räumen.

So liebes Tal und Wald und
Segensspur
Des stillen Denkens in die einstgen
Zeiten:
O traumverwebte, heimatliche Flur
So sternlandschöner
Unvergeßlichkeiten!“

Mag dieses kleine unscheinbare Gedicht als stiller Dank an jene Landschaft gelten, denn es war so, wenn wir abends heimkehrten. Wir gingen über den Lippedamm nach Drevenack zu und hernach unter den Silberpappeln am Wiesenbach vorbei. Und wenn wir uns umwandten, sahen wir, wie so oft, hinter den Testerbergen und dem dunklen Geäder der Baumzweige feurigrot den großen runden Heidemond aufsteigen und dann wie einen Hauch aus der Unendlichkeit des Himmels und auch wie das Zeichen einer göttlichen Behütung über Tal und Wald und die geliebte Heimat dahinschweben.